

Bezug-Preis
In Halle und Umgebungen 1,50 M
In alle andern Gegenden 2 M

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Kunzige-Gebühren
Für alle Hefenblätter 20 Pf
Für alle Hefenblätter 20 Pf

Halle a. S., Dienstag 25. Februar 1896.

Zum Austritt Stöckers aus der konservativen Partei.

Die parteioffizielle „Conf. Correspondenz“ veröffentlicht das Protokoll über die am 1. Februar 1896 stattgehabte Sitzung des Eisen-Ausschusses...

Zur Tagesordnung übergelassen, behauerte zunächst Herr Stöcker, daß es bis zum heutigen Tage noch nicht gelungen sei, einen konservativen gerichteten Redakteur für das „Volk“ zu engagieren...

Herr Stöcker gab hierauf einen ausführlichen Ueberblick über seine bisherige politische Haltung, seine Entregungen in der Berliner Bewegung, namentlich auf kirchlichem Gebiete...

Herr v. Kröcher hielt mündlich für erforderlich, daß in die Stöcker'sche Erklärung nach den Worten: „ist es selbstverständlich“, der Zusatz eingefügt werde: „daß ich meine Beziehungen zu dem „Volk“ abbrechen, und so.“

Herr Stöcker erklärte sich mit dem Inhalte des Herrn v. Kröcher einverstanden, will aber in seiner öffentlichen Erklärung nicht weiter gehen...

er den Nacken gebeugt habe, da er dann ein politisch todtler Mann sein würde.

Wenn Herr Stöcker den Schein vermeiden wolle, seinen Nacken gebeugt zu haben, so sei das sein Recht.

Während Herr Stöcker sich bereit erklärte, den von Kröcher erhaltenen Jutak zu acceptieren, suchte Herr Graf v. Limburg-Sturum Herrn Stöcker zu überzeugen, daß Letzterer aus der Zustimmung zu der von Mantauessel'schen Erklärung ein Vorurteil des Nackenbeugens keineswegs gemacht werden könne.

Herr Dr. Klasing erkannte den Einwand Stöcker's, daß in der v. Mantauessel'schen Erklärung die Haltung des „Volk“ ganz allgemein mißbilligt werde, während dieselbe in manchen Fragen einmütig sei, als berechtigt an und beantragte die in v. Mantauessel'scher Erklärung die Worte: „in wichtigen Fragen“ einzuschließen.

Nachdem dieser Antrag angenommen worden war, erklärte Herr Dr. Klasing, daß nunmehr, nachdem dem berechtigten Einwand Stöcker's Rechnung getragen sei, Herr Stöcker nach seinen eigenen Erklärungen wohl im Stande sei, die amendirte von Mantauessel'sche Erklärung anzunehmen.

Zabei führte Dr. Klasing aus, daß er ein besonderes Interesse daran habe, für jetzt und für die Zukunft festzustellen, daß nach seiner Auffassung bei der bisherigen Vertheilung meistentheils Meinungsverschiedenheiten in der Sache selbst nicht hervorgerufen seien, daß mit einer einzigen Ausnahme alle Redner erklärt hätten, nichts weiter als die reinliche Scheidung Stöcker's von „Volk“ zu erstreben, und daß unter der Voraussetzung dieser Scheidung, das weitere Zusammenwirken mit Stöcker bei dessen unverminderter Bewegungsfreiheit in christlich-sozialer Richtung, keinen Hindernissen begegne.

Bei dieser Sachlage sei, wenn es zum Bruche komme, dessen Ursache lediglich in der mangelnden Bereitwilligkeit Stöcker's zu verbindlichen Entregungen zu finden, und es in manchen Fragen einmütig sei, als berechtigt an und beantragte dies von ihm tief zu beklagenden Ereignisses lediglich Herrn Stöcker zuzuschreiben.

Hierauf wurde die von Herrn Stöcker verfaßte Erklärung mit 9 gegen 2 Stimmen abgelehnt, dagegen die von dem Herrn Freiherrn von Mantauessel redigirte Erklärung, welche mit dem Amendement Klasing nun folgenden Wortlaut hat:

„In Anbetracht, daß die Haltung, welche „Das Volk“ gegenwärtig in wichtigen Fragen einnimmt, mit konservativen Grundsätzen unvereinbar ist, und die konservative Partei, der ich angehöre, sich abspaltet, erkläre ich, daß ich von diesem Punkte, auf das ich schon lange einen maßgebenden Einfluß nicht mehr besitze, nichts mehr gemein habe und jede auch nur mittelbare Verantwortlichkeit für dessen Inhalt ablehne.“

Die mehrfache von dem Vorstehenden an Herrn Stöcker gerichtete Frage: „ob er bereit sei eine derartige Erklärung öffentlich abzugeben“, verneinte der Letztere und fügte hinzu, daß er hiermit aus dem Eisen-Ausschusse ausscheide, und gleichzeitig seine Beziehungen zum konservativen Partei löse.

Die Herren Graf v. Limburg-Sturum, v. Kröcher, Graf von Wittbach, von Reesow und Freiherr von Mantauessel verließen Herrn Stöcker, daß ihrer Ansicht nach eine Neuwahlbarkeit für Herrn Stöcker aus der Partei nicht vorliege, und wünschten, daß Herr Stöcker wenigstens nicht schon heute sich hierüber definitiv entscheiden möge, vielmehr sein Verbleiben in der Partei ihnen erwünscht erlaube.

Herr Stöcker beharrte jedoch auf seinem Entschlusse und gab demselben sofort dadurch praktischen Ausdruck, daß er seinen Austritt aus der konservativen Fraktion des Preussischen Abgeordnetenhauses dem Vorstehenden derselben - Herrn Grafen v. Limburg-Sturum - anzeigte, worauf die Sitzung geschlossen wurde.

Deutsches Reich.

Ceslern Vormittag nahm der Kaiser von 10 Uhr ab den Vortrag des Chefs des Geheimen Civilcabinet's entgegen und hörte von 11 1/2 Uhr ab die Marineworträge.

Auf das von der Abtheilung Hamburg der Deutschen Colonialgesellschaft bei dem Vorstand zu Händen des Senators D'Arnold-Hamburg folgendes Antworts-Telegramm des Kaisers eingegangen:

„Ich und der Abtheilung Hamburg der Deutschen Colonial-Gesellschaft danke ich für die mit anlässlich des Beginns Ihrer Thätigkeit dargebrachte Huldwort. Möge es der Abtheilung gelingen, dort, wo sich unsere überreichlichen Interessen konzentriren, der Notwendigkeit auf baldige Schaffung eines ausweichenden Schutzes für Interessen Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen zu verschaffen.“

Der frühere deutsche Botschafter in St. Petersburg, Generaladjutant von Werder, welcher, wie gemeldet, einer Einladung des Kaisers Nikolaus von Rußland zufolge sich nach St. Petersburg begeben hat, wurde vor seiner Abreise von Berlin noch vom Kaiser Wilhelm empfangen, von diesem zur Tafel geladen und mit einem eigenhändigen Schreiben des Monarchen an den Jaren betraut.

Der frühere deutsche Botschafter in St. Petersburg, Generaladjutant von Werder, welcher, wie gemeldet, einer Einladung des Kaisers Nikolaus von Rußland zufolge sich nach St. Petersburg begeben hat, wurde vor seiner Abreise von Berlin noch vom Kaiser Wilhelm empfangen, von diesem zur Tafel geladen und mit einem eigenhändigen Schreiben des Monarchen an den Jaren betraut.

Fürst Biemarck und Fürst Hohenzollern. Es war wohl als selbstverständlich zu erachten, daß die pietätvollen Empfindungen für die unterthänigen Verdienste des Fürsten Biemarck, denen der Reichstagspräsident Fürst zu Hohenlohe in seinem beim Feste des Bundesfestes ausgebrachten Toaste mit warmen Worten einen berehenden Ausdruck gegeben hatte, in allen nationalen Herzen des Vaterlandes einen um so lebhafteren Widerhall finden würden, als der hohe Redner durch diesen Dankes-tribut gleichzeitig auch sich selbst geehrt hatte.

Der Reichstagspräsident Fürst Hohenzollern hat bei der Jubiläumstheilnahme des Bundesfestes seinen großen Vortragern in warmen Worten gedacht und damit gewiß den Geistesgegenwartigen die Erinnerung an den überaus großen Reichthum der Nation zu erneuern. An sich ist ja der Hinweis auf den Fürsten Biemarck einer solchen Reichthumsfeier selbstverständlich; es wäre lächerlich und bedauerlich, wollte man aus irgend einer Rücksicht darauf verzichten. Aber, was bekannt, waren seitliche Strömungen und Verhimmlungen vorhanden, deren Erinnerung noch nicht ganz verschwunden ist und die es immer noch mit besonderer Gemüthsregung empfinden lassen, wenn von so hoher Stelle aus der Huld der nationalen Dankbarkeit gegen den ersten Kaiser geäußert wird.

Das Wort „Freiwilligkeit“ ist ein sehr wichtiges Wort, und müssen die Öffentlichkeit in vollen Umfang zu würdigen, mit der Fürst Hohenzollern des ersten Reichstagspräsidenten gedacht hat. Seine Worte werden das Wohlwollen nur Deutlicher zeigen können, welche seine Feinde und Feinde des Deutschen Reiches sind.“

Die beiden Reichstagspräsidenten, gelien seien 65. Geburtstags gefeiert haben.

Die beiden Reichstagspräsidenten, gelien seien 65. Geburtstags gefeiert haben.

Die beiden Reichstagspräsidenten, gelien seien 65. Geburtstags gefeiert haben.

Die beiden Reichstagspräsidenten, gelien seien 65. Geburtstags gefeiert haben.

Die beiden Reichstagspräsidenten, gelien seien 65. Geburtstags gefeiert haben.

Die beiden Reichstagspräsidenten, gelien seien 65. Geburtstags gefeiert haben.









## Um eine Fürſtenkrone.

(Nachdruck verboten.)

7) Roman von Reinhold Ortmann.

Wiederholt noch hatte die Baronin Miene gemacht, ihn mit fehr beleidigtem Geſicht zu unterbrechen, aber ſie hatte wahrge-  
nommen, daß die Augen der Komteſſe mit geſpannter Aufmerk-  
ſamkeit an ſeinen Lippen hingen, und es war offenbar die Rück-  
ſicht auf ihre junge Begleiterin geweſen, welche ſie beſtimmt hatte,  
den Rechtsanwalts bis zu Ende anzuhören. Mehr an dieſe als  
an ſie ſelbſt ſahen denn auch der größte Theil ſeiner Aus-  
führungen gerichtet zu ſein und nur ſeine letzten tieferſten Worte  
galten mit dem ſchweren Vorwurf, den ſie enthielten, lediglich  
der hochmüthig dreinblickenden Dame mit den blihenden Brillant-  
ohrringen.

„Ohne Zweifel war es eine Wiederholung Ihres Plaidoyers,  
mit der Sie uns da beglückt haben, mein Herr,“ ſagte ſie jezt  
höhnlich, „und es war gut für Ihren Schutzbefohlenen, daß  
Sie vorgestern ein empfänglicheres und dankbareres Publikum  
hatt'n, als heute. Im germalenden Bewußtſein meiner Schuld  
thäte ich ja gewiß am Beſten, mich auf der Stelle zurückzuziehen;  
aber meine Chriſtenpflicht verbietet mir, dieſe arme Frau ent-  
gelten zu laſſen, was in Ihren Worten vielleicht Beleidigendes  
für mich war. — Ich bin auch dieſmal bereit, Frau Fenzke,  
Ihnen im Namen unſeres Vereins eine angemessene Unterſtützung  
zu gewähren. Aber ich habe Ihnen eine ganz beſtimmte Be-  
dingung zu ſtellen. Da es uns zu thun iſt, unſeren Schützlingen  
nicht nur vorübergehend zu helfen, ſondern vielmehr, ſoweit es  
in Menſchenhand gegeben iſt, ſie für alle Zukunft dem Verderben  
zu entreißen — und da wir die Ueberzeugung haben, daß es die  
verbrecheriſchen Neigungen Ihres Mannes ſind, welche Sie in's  
Glenb gebracht — ſo machen wir zur unerläßlichen Voraus-  
ſetzung für unſere Hilfe, daß Sie ſich von dieſem Menſchen  
ſcheiden laſſen. Seine wiederholte Beſtrafung und ſeine er-  
wiesene Unfähigkeit, eine Familie zu erhalten, geben Ihnen, wie  
der Herr Rechtsanwalt vielleicht freundlichſt beſtätigen wird, die  
Mittel dazu in die Hand, und ich erwarte von Ihnen eine be-  
ſtimmte und bündige Erklärung, daß Sie ſich unſerer Bedingung,  
die ſelbſtverſtändlich nur in Ihrem eigenen Intereſſe und im  
Intereſſe Ihrer Kinder geſtellt wird, unterwerfen.“

Die Frau, welche ſich während der Unterhaltung ihrer Be-  
ſucher ſcheu in die Ecke der Küche zurückgezogen hatte und dort  
mit ihrem Kinde wie gebrochen auf einem Holzſtuhl niedergeſunken  
war, ſah mit entſetztem und ſtehendem Ausdruck zu dem harten  
Geſicht der Baronin auf.

„Nein, gnädige Frau,“ ſagte ſie leiſe und mit von Thränen  
halb erſtickter Stimme, „das werden Sie nicht im Ernst von  
mir verlangen. Er iſt ja nur um unſerethwillen ſo weit ge-  
kommen, denn, wenn er allein geweſen wäre, hätte er ſicherlich  
lieber freiwillig den Tod geſucht, ehe er ſeine Hand nach fremdem  
Gut ausſtreckte. Weil er mich und die Kinder vor dem Ver-  
hungern ſchützen wollte, iſt er ein Dieb geworden — wie bürfte  
ich ihn da in ſeinem ſchrecklichen Unglück verlaſſen.“

„Iſt das vielleicht auch Ihre Meinung, Herr Doktor?“  
wandte die Baronin ſich an den Rechtsanwalt. „Nach der glän-  
zenden Vertheidigungsrede, welche ſie ihrem Manne ſoeben ge-  
halten, wird Frau Fenzke vermuthlich Ihrer Anſicht eine ganz  
beſondere Bedeutung belegen.“

„Sie bedarf, wie wir ſoeben gehört haben, meines Rathes  
nicht, gnädige Frau! Ihr eigenes Empfinden hat ihr bereits den  
richtigen Weg gezeigt.“

Die vornehme Wohlthäterin wandte ſich mit einem Achsel-  
zucken ab.

„Sie wird dann, wie ich hoffe, auch unſerer Unter-  
ſtützung nicht bedürfen. Denn ich bin an den Beſchluß des  
Vereinsvorſtandes gebunden und kann an demſelben um ſo we-  
niger etwas ändern, als er ganz meiner eigenen Anſchauung ent-  
ſpricht. Ich empfehle Ihnen, Frau Fenzke, ſich meinen wohlge-

meinten Vorſchlag noch einmal zu überlegen. Oder weiſen Sie  
denſelben ſchon jezt endgiltig zurück?“

„Ich kann nicht anders, Frau Baronin! Eher will ich mit  
meinen armen Kindern in die Spree gehen, als daß ich von  
meinem Manne laſſe. Vielleicht wären wir da unten auch am  
beſten aufgehoben.“

„Verſündigen Sie ſich nicht, Frau!“ mahnte die Baronin  
ſtreng. „Sie machen Ihre Lage nicht beſſer dadurch, daß Sie  
ſich mit ſo frevelhaften Gedanken tragen. — Auf den Beſtand  
unſeres Vereins aber rechnen Sie künftig nicht mehr! Wir  
ſind zuſammengetreten, um unverſchuldete Noth zu lindern! Sie  
aber werden nicht länger berechtigt ſein, Ihr Geſchick als ein  
unverdientes zu betrachten. — Kommen Sie, meine liebe Kom-  
teſſe Hertha, wir haben keine Veranlaſſung, uns noch weiter hier  
aufzuhalten.“

Ihr Blick glitt über den Rechtsanwalt hinweg, wie wenn  
da, wo er ſtand, nur leere Luft geweſen wäre, und mit ſtolz  
erhobenem Haupte ging ſie zur Thür. Die junge Komteſſe aber  
beugte ſich noch einmal über das kleine wimmernde Weſen in  
dem Waſchkorbe, und ein leiſes Klirren wurde dabei vernehmbar.  
Dann erſt ſchickte ſie ſich an, der Baronin, die bereits mit hoch-  
aufgeraſtem Kleide an der Thür der Lumpenfammlerin vorüber-  
ging, zu folgen. Und ehe ſie das Zimmer verließ, reichte ſie der  
weinenden Frau ihre ſchmale Hand.

„Faſſen Sie Muth!“ ſagte ſie mit weicher Stimme, aus  
der die ganze Innigkeit eines echten, tiefen Mitleids klang.  
„Und laſſen Sie ſich nicht wanden machen in dem Entſchluß,  
treu und handhaft bei Ihrem unglücklichen Manne auszuharren.  
Auch Ihnen werden wieder beſſere Tage andrenen, und ich ver-  
ſpreche Ihnen, daß ich Sie nicht mehr aus den Augen verlieren  
werde.“

Sie wandte ſich nach Doktor Mohrungen um und grüßte  
ihn freundlich, während ein leichtes Erröthen über ihre Wangen  
ging. Es war faſt etwas wie Dankbarkeit in dem Blick geweſen,  
der das bärige Antliß des jungen Anwalts geſtreift hatte. Wenige  
Sekunden ſpäter aber war auch ihre ſchlank Geſtalt aus  
dem niederen Kellerſtübchen verſchwunden.

Der Doktor, den die ſchlechte Behandlung von Seiten der  
Baronin wenig berührt zu haben ſchien, da er ganz und gar  
nicht verſtimmt ausſah, trat an den Korb des kleinen Kindchens  
und rief dann auch die leiſe ſchluchzende Frau heran.

„Es iſt eine eble Helferin bei Ihnen eingefeht, Frau  
Fenzke,“ ſagte er mit verhaltener Bewegung. „Und ich denke,  
Sie können darüber wohl die graufamen Worte dieſer hoch-  
müthigen Frau vergeſſen.“

„Gold!“ rief die Ueberraſchte faſt erſchocken auf. „Wier  
— fünf Zwanzigmarsstücke! Aber das kann ja nicht ſein — es  
iſt gewiß nur ein Verſehen von der jungen Dame geweſen, und  
ich muß ihr das Geld zurückgeben.“

Sie machte wirklich Miene, dieſen Vorſatz auszuführen  
Mohrungen aber hielt ſie davon zurück.

„Nicht doch! Ich verbürge mich dafür, daß es die Abſicht  
der Dame war, Ihnen dieſe Summe zuzukommen zu laſſen. —  
Kennen Sie ihren Namen?“

„Nein! Ich ſah ſie heute zum erſten Male! Aber iſt es  
denn möglich! Hundert Mar! Wahrlich, ſo lange es noch  
jolle Menſchen giebt wie Sie, Herr Rechtsanwalt, und wie  
dieſe ſchöne junge Komteſſe, ſo lange braucht man den Muth  
zum Leben nicht zu verlieren.“

In ihrer überſtrömenden Herzensfreude machte ſie eine Be-  
wegung, als ob ſie ihm die Hand küſſen wollte; aber er ver-  
wehrete ihr dieſes Beginnen mit Entſchiedenheit und griff raſch  
nach ſeinem Gute.

„Meine Verdienſte um Sie ſind bis jezt noch ſehr gering,  
liebe Frau! Aber Sie kennen ja nun meinen Namen und meine  
Wohnung, und Sie wiſſen, daß ich für Sie künftig immer zu  
ſprechen ſein werde.“

Er gab ihr die Hand und ſtreichelte dem Kinde auf ihrem

„Im liebendsten die schmale Wange. Dann ging auch er, und in tiefer Athembzug hob seine Brust, als er den dumpfen, niedrigen Keller hinter sich hatte. Auf seinem männlichen Gesicht war ein Ausdruck ruhigen Ernstes; zuweilen aber leuchtete es eigenhülmlich in seinen Augen auf, wie wenn die Erinnerung an etwas besonders Schönes und Herzerhebendes durch seine Seele ginge.

Fünftes Kapitel.

Durch das alterthümliche Sandsteinportal, welches den Eingang in den Vorderhof von Schloß Hohenstein bildete, rollte ein ziemlich bescheiden aussehender Mietswagen. Der Kastellan des Schloßes besaß sich auch denn nicht sonderlich, aus seinem behaglichen Zimmerchen in den trüben Regentag hinauszutreten, um den Schlag zu öffnen. Er hatte erkannt, daß es der alte schäbige Landauer des Fuhrhalters von der nächsten Eisenbahnstation sei, und mit Bedientenscharfsinn hatte er geschlossen, daß ein Besuch, welchem seine Durchlaucht nicht einmal einen Wagen an die Bahn geschickt habe, unmöglich von besonderer Bedeutung sein könnte.

Er war nicht wenig überrascht, als er in dem Herrn, welcher zuerst ausstieg, den Grafen Adolph Hohenstein erkannte und als er sah, daß nach ihm, leicht auf die dargebotene Hand des Grafen gestützt, eine wunderschöne junge Dame den Wagen verließ. Nun verzog sich sein mürrisches Lafaien Gesicht natürlich sofort zum unterhängigsten Grinsen, in tiefer Verbeugung erwartete er die Anrede des Grafen.

Dieselbe fiel trotz des mangelhaften Diensteifers sehr gnädig aus; denn Adolph, der etwas abgespannt und überdies ein wenig befangen ausah, klopfte dem Alten herablassend auf die Schulter und sagte: „Guten Tag, Hagemann! Das ist eine Ueberraschung — wie? Niemand hat eine Ahnung von unserer Ankunft. Mein Oheim befindet sich doch wohl?“

„Seine Durchlaucht sind den Umständen nach bei bester Gesundheit, Herr Graf.“

„Und meine Base? Ist sie auf Schloß Hohenstein anwesend?“

Zu dienen, Herr Graf! Die gnädigste Komtesse ist vor einigen Tagen in Begleitung des Grafen Wenzel von Berlin zurückgekehrt.“

Rafaella's Gesicht verfinsterte sich ein wenig. „Graf Wenzel hat, wie es scheint, ein bewundernswürdiges Ahnungsvermögen,“ sagte sie in italienischer Sprache zu ihrem Gatten. „Es wäre vermuthlich viel besser gewesen, wenn Du meinem Wunsch nachgegeben und schon vor einer Woche die Reise hierher angetreten hättest.“

Adolph antwortete nicht, aber er ertheilte dem durch ein Glodenzichen des Kastellans herbeigerufenen Diener den Auftrag, ihn bei seiner Durchlaucht zu melden. Dann führte er seine Gemahlin mit der Sicherheit Jemandes, der sich zum Hause gehörig betrachten darf, über die breite Marmorstiege in das erste Stockwerk hinauf, wo ihnen der Diener die Flügelthüren eines großen Empfangsraumes öffnete.

Es war der steife Brum eines alten, hocharistokratischen Herrenzimmers, der sie hier umgab. Spiegelblanker Parquetboden, mächtige Kronenleuchter aus gläserndem Bergkristall, hohe geradlehniqe Sessel mit etwas verschönten Protatübergügen rings umher an den reichverzierten Wänden, und oben an der Decke ein unverständliches, mythologisches Gemälde von der Hand eines Meisters aus dem achtzehnten Jahrhundert mit verbleichenden Farben und hier und da schon verwischten Konturen.

„Fürst Ghodwig ist ein erklärter Feind aller Restaurationen,“ sagte Graf Adolph, der eine gewisse Aufregung nur unvollkommen zu verbergen vermochte. Auch sind die großen Empfangs- und Festräume schon seit mehreren Jahren kaum noch in Benutzung genommen worden.“

Rafaella's Blick war ziemlich gleichgültig über die vom Zahn der Zeit bereits merklich benagte Pracht ihrer Umgebung dahingeflogen.

„Es ist kalt und unbehaglich wie in den meisten eurer deutschen Schlösser,“ sagte sie fast geringschätzig. Man hat in Deinem Vaterlande kein Verständnis für die Poesie des Lichtes und der Farben.

Er schwieg und fing an, unruhig auf und nieder zu schreiten. Als mehrere Minuten vergangen waren, ohne daß der Diener zurückgekehrt wäre, machte er endlich nicht länger ein Hehl aus seiner bisher nur schlecht unterdrückten Aufregung.

„Es war ein sehr thörichte Gedanke, unter den obwaltenden Verhältnissen ohne jede vorherige Anmeldung hereinzu- schneien. Du siehst, Rafaella, daß man allem Ansehen nach

durchaus nicht Miene macht, uns mit offenen Armen zu empfangen.

„Aber man wird doch wenigstens genöthigt sein, uns zu empfangen,“ erwiderte die junge Frau gleichmüthig. „Wer weiß, ob man nicht eine Möglichkeit gefunden hätte, dem auszuweichen wenn man auf unser Kommen vorbereitet gewesen wäre.“

Nun endlich zeigte sich die Gestalt des Dieners in der Thür. Er verbeugte sich tief und meldete: „Der Herr Graf v. Hohenstein wird sogleich erscheinen.“

Adolph sah den Lakaien verblüfft an und grub dann die Zähne in die Unterlippe. Rafaella aber fuhr heftig auf.

„Was bedeutet das? Sie müssen Ihren Auftrag gewiß falsch verstanden haben. War er es, der Ihnen denselben ertheilte?“

„Der Herr Lieutenant selbst, Frau Gräfin!“

„Nachdem Sie bei Sr. Durchlaucht unsere Ankunft gemeldet hatten?“

„Zu dienen, Frau Gräfin!“

„Es ist gut!“ schnitt Adolph das von seiner Frau begonnene Verhör kurz ab. „Sie können sich entfernen.“

Aber als sie allein waren, trat er mit einigen raschen Schritten auf Rafaella zu. „Rast uns gehen!“ sagte er und seine Stimme war heiser in mühsam unterdrücktem Jörn. „Ich machte mich einer unverzeihlichen Schwäche schuldig, als ich um Deiner Laune willen Dich und mich dieser Demüthigung aussetzte. Bei der rücksichtslosen Art des Fürsten hätte ich ja einen solchen Empfang voraussehen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die reichste Frau der Welt.

Ein Gerücht von hochgradigem Interesse erreagte vor kurzer Zeit die Gemüther in New-York. Die Nachricht, daß die reichste Frau der Welt die Absicht hege, kommenden Sommer den nord-amerikanischen Erdtheil zu bereisen, rief allgemeine Aufregung hervor, und manche Frage der Neugier ward laut, bezüglich der näheren Verhältnisse dieser wunderbaren Persönlichkeit.

Senora Adadora Coufino aus Santiago in Chile ist es. Ihr Vermögen wird auf 250 000 000 Dollars geschätzt.

Geschäftliche Angelegenheiten und Pläne sind wohl der Grund eines zeitweiligen Aufenthaltes in New-York. Hiermit ist auch die treffendste Erklärung gegeben, warum Senora Coufino in dem nordamerikanischen Hauptstadt zu weilen gedenkt und nicht in dem schönen Paris, das seither den einträglichen Vorzug genoß, der Schauplatz ihrer verschwenderischen Freigebigkeit zu sein.

Verschiedene Thatsachen erhöhen das ungewöhnliche Interesse, mit dem man dem Erscheinen der Senora in New-York entgegenfieht. Neben ihrem ungeheuren Vermögen, das sie in Montecristo-artiger Pracht anzuwenden pflegt, üben auch ihr hervorragender Charakter und — last but not least — ihre beiden schönen Töchter eine weitere Anziehungskraft aus. Ihre Persönlichkeit ist so verschieden von der großen Menge der alltäglichen, amerikanischen Millionairinnen, daß ihr sowohl die vornehme Gesellschaft wie die Männer der Staatswirthschaft ein ungeheures Interesse zuwenden werden.

Bei manchen Reisenden und besonders in den Herzen der Marine-Offiziere lebt die ungemein große Gastfreudigkeit der Senora Coufino in der wärmsten Erinnerung. Wünscht sie mit einer Gesellschaft eine Luftfahrt zur See zu unternehmen, wird binnen kurzer Frist einer der größten Ocean-Dampfer flott gemacht, die ihr zu Gebote stehen. Eine Insel, einen ganzen Staat, stellt sie ihren Gästen zur Verfügung, und für Jedermanns Behaglichkeit, sowie für jede Art von Spiel und Sport wird in der erfindersichsten Weise Sorge getragen. Die Anzahl ihrer Gäste kommt oft der Bevölkerung einer kleinen Stadt gleich.

New-York oder Berlin würde sie ohne Zweifel in Staunen und Unruhe verlegen. Nur spärlicher Spielraum wäre ihrer Gastfreundschaft in der Umgebung von Central-Park in New-York oder des Thiergartens in Berlin geboten. Ihren Gästen ländliche Vergnügungen zu bieten, in dem Maßstab, den sie in Süd-America gewohnt ist, anzulegen, müßte unbedingt an mangelhaften Raumverhältnissen scheitern. Wie unbehaglich klein würde ihr schon das Inselchen dünken, auf welchem der amerikanische Badeort Newport gelegen ist, wenn schon es ausgebeutet genug ist, den reichen New-Yorker Sommergästen für ihre Picnicks und ländlichen Festlichkeiten zu genügen.

Die äußere Erscheinung der Senora entspricht durchweg dem

Typus einer spanischen Schönheit in der edelsten Form, — einem Typus, der gerade auf Auge und Herz des Anglosachsen eine eigenartige Anziehungskraft ausübt. Hat ihre Schönheit auch im Laufe der Jahre an Frische verloren, so wird dies völlig ersetzt durch würdiges, charaktervolles Wesen. Ihre Töchter, zwei jugendfrische Schönheiten von demselben Typus, sind besonders in ihren Nationalcostümen zwei reizende Erscheinungen.

Neben ihren anderen Vorzügen zeichnet sich Senora Cousino auch durch eine interessante Abkunft aus. Dieselbe kann bis auf die Eroberung Amerikas durch die Spanier zurückgeführt werden. Die Vorfahren ihres verstorbenen Gemahls befanden sich unter den ersten Colonisten. Ihr Mädchennamen war Goyenechea. Nach der Eroberung hatte sowohl ihre eigene Familie wie diejenige ihres Gatten einen bedeutenden Antheil an den neu erworbenen Ländereien erhalten. Dieses Besizthum ist nicht nur in Händen der Familien geblieben, sondern wurde durch viele Generationen hindurch ständig vergrößert. Schon zu Lebzeiten ihres Vaters galten sie für die reichsten Grundbesitzer, und dieser hob den Werth seiner Güter noch bedeutend durch Anlegung von Kupfer- und Silberminen.

Durch den Tod seines Sohnes fiel das ganze Vermögen an sein letztes Kind, seine Tochter. Ihre Heirath mit Senor Cousino vereinigte die an und für sich schon ungeheuren Besizthümer der beiden Familien, so daß, nach dem Tode ihres Gatten, Senora Cousino die Erbin eines unermesslichen Reichthums wurde. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und umfassendem Verstandniß wußte sie jedoch auch die damit verbundene Sorge und Last der Geschäftsangelegenheiten zu tragen und zu lösen.

Drei herrliche Wohnsitze nennt sie ihr eigen — in Santiago, Macul und Lota. Ersteres dient ihr als Stadtaufenthalt, die beiden letzteren sind von großen Ländereien umgeben.

Senora Cousino führt ein Leben ganz nach eigenem Gefallen, und giebt ihr Geld aus, ohne sich viel um die öffentliche Meinung zu kümmern. Einen Park von hundert Morgen, sowie eine Rennbahn machte sie der Stadt Santiago zum Geschenk, und nicht viel würde es in ihren Augen heißen, einer Privatperson eine ähnliche Gabe zuzuwenden.

Eine besondere Vorliebe hegt sie für lustige, lebensfrohe junge Männer. Sie erfreut sich an ihrer Gesellschaft und bewirtheft oft dreißig bis vierzig zu gleicher Zeit. Gefallen ihr einige besonders gut, so stellt sie ihnen — wie mir von einem Freund erzählt wurde, der sie in Santiago besuchte — ihre Börse ganz zur Verfügung.

Als vor einigen Jahren die amerikanische Flotte in Valparaiso lag, lud sie Admiral Uphur mit allen Offizieren ein, sie in Macul und Santiago zu besuchen. Etwa zwanzig leisteten der Einladung Folge. Ein Extrazug wurde ihnen entgegen geschickt, um sie abzuholen. Nichts oder wenig mußten sie von ihrer Gastgeberin und waren geradezu bestürzt über den glänzenden Empfang, der ihnen zu Theil wurde.

Die ganze Stadt Santiago stand im wahren Sinn des Wortes zu ihrer Verfügung. In Läden, Restaurants und Theater konnten sie nichts bezahlen. Senora Cousino hatte allen Kaufleuten, vom Diamantenhändler bis zum Barbier hinunter, Anweisung gegeben, ihren Gästen nichts abzunehmen und alles auf ihre eigene Rechnung zu schreiben. Pferde und Wagen in unbeschränkter Zahl standen ihnen zu Gebote. Noch nie war ihnen die Bedeutung des bekannnten Ausdrucks „owning the town“ in seiner ganzen Tragweite so klar geworden. Einige Amerikaner, die zufällig keine Marine-Offiziere waren, bezeichneten die Art der Bewirthung als Orgie; doch mag der Neid hier mitgepielt haben! Die Höflichkeit erfordert von dem Spanier, wenn ein Gast etwas in seinem Hause bewundert, es ihm „zur Verfügung“ zu stellen. Auch die Senora handelte nach den Sitten ihres Landes, doch waren bei ihr die Worte kein hohler Klang, sie meinte wirklich, was sie sagte.

Senora Cousino neigte von jeher zu dieser Gastfreundschaft im großen Stil. Mancher wohlbekannte Europäer oder Amerikaner gab sich dem vollen Genuße derselben hin, wenn er nicht von der überwältigenden Freigebigkeit zu beschämt war. Auch Lady Brassey spricht in ihren Aufzeichnungen über ihre Reise um die Welt in ihrem „Sunbeam“ von der Prachtentfaltung der Senora Cousino.

Aus ihrer Flotte wählte sie einen ihrer Ocean-Dampfer, stattete ihn mit jedem erdenklichen Luxus aus und lud eine Gesellschaft von 150 Herren und Damen zu einer Bergnügungsfahrt e. n. Ein Drachseier wurde mitgeführt zur Erheiterung der Gäste. Der an Bord befindliche Champagner hätte genügt, einen kleinen Fluß zu speisen. Für alle anderen Bedürfnisse war im

selben Maßstab gesorgt. Zuerst besuchte das Schiff Junn Fernandez, die Insel, auf welche das Urbild von Robinson Crusoe verlagert worden war. Die Reise wurde dann an der Küste entlang bis Terra del Fuego fortgesetzt und hier landete die Gesellschaft an einem ganz reizenden Fleckchen Erde.

Der Aufenthalt währte eiliche Tage und die Senora sparte weder Geld noch Champagner, um ihren Freunden die Zeit so heiter wie möglich zu vertreiben. Frei von gesellschaftlichem Zwang, fern von aller Zivilisation, konnte ein Jeder seiner mürrischen Laune freien Lauf lassen. Dies Alles wirkte in der glücklichsten Weise zusammen. Die Geschichtenerzähler des „Decameron“ haben wohl kaum einen größeren Gefallen an ihrer gegenfeitigen Gesellschaft gefunden, wie die Gäste der Senora Cousino.

Die Einkäufe der Senora Cousino richten sich ganz nach ihren jeweiligen Wünschen. Diamanten gehören zu ihren Hauptliebhabereien. Sie besitzt eine ungemein wertvolle Sammlung, und manchmal ist sie geradezu beladen mit diesen kostbaren Steinen. Im Ganzen kleidet sie sich indessen höchst einfach, obwohl sie eine große Auswahl von Toiletten besitzt.

Allgemeines Erstaunen erregte es, daß sie sich nicht wieder verheiratete. Die Erklärung mag wohl darin zu suchen sein, daß keiner den Muth hatte um sie anzuhalten. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß sie keine männliche Stütze nöthig hatte.

Ihre Töchter sind beide geschickt und anziehend, doch besitzen sie nicht den wunderbaren Geschäftssinn der Mutter und nur wenig von ihrem excentrischen Wesen.

Auf verschiedenen Gebieten der Industrie entwickelt sie ihre Thätigkeit. Außer den Kupferminen in Peru und Chile, deren Eigentümerin sie ist, gehört ihr auch eine ganze Reihe von Schiffen, welchen die Ueberführung des Erzes nach den Gießereien in Lota obliegt. Auch über die reichen Silberminen in Copiapo die große stock Farm und die Weinberge in Macul, acht Meilen von Santiago, sowie über die ganze Stadt Lota verfügt sie als unbeschränkte Gebieterin.

Die letzterwähnte Stadt liegt 200 Meilen südlich von Valparaiso an der reizenden Bucht, und ihre Einwohnerschaft, die 13 000 Köpfe zählt, erfreut sich eines bedeutenden Handels und Verkehrs. Jedoch jedes Haus, jede Mühle, das kleinste Fleckchen Land ist Eigenthum der Wittwe, Niemand im ganzen Ort verdient sich in anderer Weise sein Brot als im Dienste ihrer industriellen Unternehmungen.

Außer den ungeheuren Gießereien, in denen das Kupfererz sämmtlicher Minen geschmolzen wird, ist sie auch alleinige Inhaberin der großen Töpfereien, deren Erzeugnisse fast den ganzen Bedarf der Westküste Süd-Amerikas decken. Auch das zwei Meilen von der Stadt gelegene reiche Kohlenbergwerk, das im schönsten Betriebe steht, wird von ihrem umsichtigen Geiste geleitet.

Ihr Vater gab den ersten Anstoß zum Aufblühen dieser Stadt. In kurzer Zeit entwickelte sich aus dem kleinen, schlaftrigen Dorfe in Chile eine Fabrikstadt ersten Ranges, die im Jahre 1876, als Lady Brassey mit ihrer Yacht „Sunbeam“ dort landete, nicht weniger als 15 000 Menschen in den verschiedenen Etablissements beschäftigte.

Die Errichtung der großen stock farm und die Anlage der Weinberge bei Macul sind dem Senor Cousino zu verdanken, welcher an dergleichen Schöpfungen großen Gefallen fand. Eine besondere Vorliebe hegte er für alle Arten von Sports. Sein größtes Interesse, die Pferde, veranlaßte ihn dazu, ein Gestüt ins Leben zu rufen und englische Pferde zu züchten. In demselben großartigen Stil, wie alle anderen Ideen, wurde auch dieser Plan zur Ausführung gebracht. Das Land wurde quadratmeilenweise angekauft. Die besten Zuchtstuten und Zuchtstuten wurden aus England herübergebracht. Eine ganze Anzahl „trainers“ und „grooms“ begleiteten sie, und nur die bewährtesten Methoden kamen in Anwendung. Jetzt befindet sich das ganze Gestüt dieser edlen Thiere in den Händen der Wittwe.

Die Weinberge, welche einige Jahre später angelegt wurden, bedecken eine Grundfläche von 2000 Morgen. Der daraus gewonnene Wein gilt für einen der besten in Südamerika und ein großer Theil wird nach Europa exportirt, wo er zu einem recht hohen Preise in den Handel kommt. Das Besizthum in Lota übertrifft die beiden anderen noch an Prachtentfaltung. Die Stadt liegt an einer Bucht, die ganz von Land umschlossen und von hohen Hügeln überragt ist. An der einen Küste entlang erstreckt sich ein Park von ungeheurer Ausdehnung, zu dessen herrlicher Anlage die Natur selbst die hilfreichste Hand geboten hat. Das Wohnhaus, auf dem Gipfel eines dieser Hügel gelegen, ist auf allen Seiten von blühenden Gärten umgeben. Sie sind die

ständige Sorge eines erfahrenen Schotten, unter dessen Oberleitung sich nicht weniger als 80 Gärtner bemühen, der Natur die denkbarsten Reize zu entlocken.

Die Schönheit dieser Gärten überrascht und verblüfft. Pflanzen, aus allen Theilen der Welt bezogen, gedeihen hier in größter Ueppigkeit. Wohin das Auge sieht, Grotten, Terrassen, Statuen, Springbrunnen, Gewächshäuser, gefüllt mit den seltensten Farnen, Marmortreppen, die hinabführen zum Strand, oder hinauf in lauschige Waldplätzchen. Von jedem Gipfel der kleinen Vorgebirge laden uns felsam angeflattete Sommerhäuschen zu einem Besuche ein, während Säulengänge, überragt von hohen Bambuspflanzen, mit kostbarem Sitterwerk aus Derbyshire und Mauerziegeln aus Staffordshire die Gärten durchziehen.

Das Haus selbst ist in großem Stil gebaut. Backsteine und Stuck bilden die Hauptbestandtheile. In Anbetracht der häufigen Erdbeben ist es, der Mode in Chile entsprechend, nur zwei Stockwerke hoch. Die Mauern sind durchweg massiv, und der Eindruck des Ganzen erinnert an die englischen Häuser aus der Zeit der Königin Elisabeth. Die Einrichtung der einzelnen Gemächer ist in ihrer Art ebenso pomphaft wie das Arrangement der Gärten. Die seltensten, kostbarsten Holzarten, der ausgesucht feinste Marmor und die geschmackvollsten Kacheln sind zur inneren Ausstattung verwandt. Sämmtliche Möbel wurden aus Europa importirt. Bilder, Statuen und Bronze-Skulpturen, derengleichen kaum zu finden sind, schmücken die Räume. Ein ganzer Trupp von Dienern, in militärischer Disziplin herangebildet und in prunkhafte Livreen gekleidet, ist jeder in seiner Weise verpflichtet, das Ganze in genauester Ordnung zu halten. Ob die Herrin zu Hause ist oder nicht, das Hauswesen geht seinen gewohnten Gang, ohne daß auch nur der geringste Unterschied, was Pünktlichkeit und musterhafte Ordnung betrifft zu bemerken wäre.

Das Stadthaus in Santiago ist ein großer Marmor-Palast welcher mit seinen Gärten ein ganzes Viertel im Herzen der Stadt einnimmt. Seine Gärten sind im Kleinen eine Wieder- gabe derer in Lota, allerdings ohne die Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Schönheit. Auch dieses Haus ist nur zwei Stockwerke hoch, doch sucht es durch eine ungewöhnliche Ausdehnung nach den Seiten hin zu ersetzen, was ihm an Höhe gebricht. Was die innere Einrichtung betrifft, so steht sie der in Lota nicht nach. Einen Begriff von dem Werthe der einzelnen Gegenstände giebt uns die Thatsache, daß die Portièren allein über 250 000 Dollars kosteten. Auch hier sind alle möglichen Arten von Kunst- werken angeammelt. So z. B. ist das Haus im Besitze eines „Meissnier“, für welchen die französische Regierung wiederholt 50 000 Dollars geboten hat.

Den Park und das Haus in Macul zu beschreiben, hiesse im Wesentlichen die Schilderung von Lota wiederholen, nur mit dem Unterschied, daß bei dem Ersteren alles in weit größerem Maß- stabe gehalten ist. Ueber 200 Gärtner sind beständig in den Gärten beschäftigt, und in keinem anderen Theile der Welt macht man sich wohl einen Begriff von dem Luxus und der Prachtent- faltung, die bis in die kleinsten Kleinigkeiten hineinreicht.

Trotz ihrer verschwenderischen Art zu geben, übt die Sen- nora große Strenge in Geschäftssachen. Keiner ihrer Unter- gebenen wird einen Dollar in unrechter Weise ausgeben, ohne sich der Gefahr auszusetzen, alsbald entdeckt zu werden. Eine kleine Probe ihres praktischen Geschäftsinns gab sie mit der Errichtung der großen „stores“ in Lota, wobei das als Calair ausgezahlte Geld schnell genug wieder in ihre Tasche zurückkehrt.

Wollte man jede Bank oder Töpferei, die sie ihr eigen nennt, als Quelle ihres Reichthums anführen, so würde dies ins Unendliche führen. Ihrer Fähigkeit, Geld auszugeben, kommt nur ihre Fähigkeit gleich, auch solches zu machen. Sie führt ein „goldenes“ Dasein. Wäre der verstorbene Mr. Dimas mit der Sennora bekannt gewesen, so hätte er zugeben müssen, daß sich in seinem „Monte Christo“ die Einbildungskraft in noch zu engen Grenzen bewegt.

### Vom Büchertisch.

Die Wiener Postkutsche ist in einem der ältesten Theile der Hof- burg, in dem aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Schweizer- hofe untergebracht. Von den kaiserlichen Appartements, wie von den Reichsälen ziemlich weit entfernt, nimmt sie hier eine Reihe ausgedehnter Räume ein. Je nachdem es sich um die Bestellung großer Gala-Diners oder um die Vereitung der gewöhn- lichen Mahlzeiten die kaiserliche Familie handelt, entrollt sich in

diesen Räumen ein mehr oder weniger bewegtes Leben, welches in dem Heite der beliebten Zeitschrift „Zur guten Stunde“ (Wien- Berlin W., Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Preis des Bierge- tagsheftes 40 Bfg.) zum Gegenstand eines ausführlichen, hochinter- essanten Artikels gemacht wird. An denselben schließt sich eine Fülle anderer Darlegungen von allgemeinstem Interesse, wie z. B. die Frage „Wie prüfe ich mein Gehör?“, die von Jedermann von ein- schneidender Bedeutung ist, da auf ihr eine Menge von Unannehmlich- keiten, ja sogar Gefahren des täglichen Lebens beruhen, in erschöpfender populär-wissenschaftlicher Weise behandelt ist. Die in bezeichnender Darbringungen schließen sich glänzende Illustrationen — Meisterwerke moderner Kunst — und Unterhaltungslektüre von spannendster Wir- kung an: Annie Bod's Gesellschaftsroman „Führe uns in Versuchung“ entwickelt sich zu einer glänzenden Sittenschilderung der Kreise der oberen Behnlaufend, während Wilhelm Herbert's Gebirgszählung „Gebühte Schuld“ einen Konflikt aus dem Volksleben einer hoch- dramatischen Steigerung näherführt. Alles dies, sowie die wertvolle Gratisbeilage „Illustrirte Klassikerbibliothek“, welche eine weitere Folge Eichendorff'scher Gedichte bringt, lassen auch dieses neueste Heft von „Zur guten Stunde“ wiederum weit über das gewöhnliche Maß unserer Journalliteratur hervorragend.

Das Prachtwerk: **Kriegserinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben.** (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W., 4 Hefte 50 Bfg.) geht nunmehr auch mit seinem durch die Fülle des Materials notwendig gewordenen Nachtrag von 5 Er- gänzungsheften seiner endgiltigen Vollendung entgegen. Das vor- liegende 3. Supplementheft stellt sich seinen Vorgängern in Text und Ausstattung würdig an die Seite. Als Kunstbeilage dient ein prächt- iges Schlachtbild in Farbendruck: „Die Bierunfeschigung bei Ardernag am Abend des 9. Juni 1871“ von R. Knötel. Die eingetreuten Text- und Vollseitenbilder von Zimmer, Hüntten und anderen unserer erlitten Soldatenmaler ergänzen den anschaulichen Text in glücklichster Weise und führen dem Leser die Helden der Eiserne Kreuz, die mit dem Eisernen Kreuz belohnt wurden, mitten in der Handlung vor. Eine besonders dankenswerthe Beigabe bilden Situationspläne, zum Theil von der Hand der Kämpfer selbst skizziert, die einzelne Begebnisse sich gewissermaßen vor den Augen des Lesers vollziehen lassen. Auch in diesem Heft sind wieder sämtliche deutsche Stämme vertreten. Lebhaftes Interesse werden die Jägerstücke der Bayern erregen, die unter der Führung „unseres Krieg“ die gewaltigen Kämpfe eröffneten und später bei Sedan und an der Loire Gelegenheit fanden, ihr süddeutsches Temperament unter glänzender Leitung in den Dienst der großen Sache zu stellen. Die Schilderung der Ereignisse ist tief er- greifend, zur Nachahmung anspornend. Das vollendete Werk stellt sich als Soldatenbuch im schönsten Sinne des Wortes dar, das aus der unübersehbareren Masse des Geschehenen die Einzelheiten hervorhebt und dem militärischen Nachwuchs als Vorbild überliefert.

Eine neue, die 8. Lieferung, der in der v. Grote'schen Ver- lagsbuchhandlung Separat-Konto (Müller-Grote u. Baumgärtel) in Berlin erscheinenden neuen „Allgemeinen Geschichte der bilde- den Künste“ von Professor Alwin Schulz, liegt uns vor. Die Großmeister der italienischen Malerei Raffael, Correggio, Giorgione und Tizian finden in derselben eingehende Würdigung, nachdem Leonardo da Vinci und Michelangelo in der vorhergehenden Liefe- rung behandelt worden sind. Hier, wo er die goldene Zeit der italienischen Kunst schildert, steht der Verfasser auf der Höhe der Dar- stellung. In vollendeter Schönheit tritt uns wieder der Bilderreich- thum — 40 Abbildungen im Text und 8 Kunstbeilagen — ent- gegen, in dem die Werke jener Meister zu trefflicher Anschauung kommen; darunter eine wohlgelungene farbige Reproduktion eines außerordentlich stimmungsvollen Freskogemäldes von Pietro Perugino. Immer mehr Anerkennung wird sich diese neue Kunstgeschichte er- werben, zumal die Verlagsbuchhandlung jetzt auch eine Subskription auf eine Ausgabe des Werkes in circa 20 Abtheilungen à 3 Mark er- öffnet. Den Anfang derselben wird die altägyptische Kunst bilden: in einer völlig neuen, überraschend interessanten illustrativen Darstellung vermöge deren das so überaus eigenartige Kunstschaffen des alten Kulturvolkes am Nil in eine für weitere Kreise ganz neue charakteristische Erscheinung treten wird.

In Modestreifen propagirt man helle Schoftailen und solche in Dreifachtacon zu dunklen Röden oder helle Röcke zu dunklen Taillen, damit die Damen ihre Toiletten kostenlos variiren können. Die Originalmodelle sind theils mit Shawlkragen, theils mit breiten Reversklappen ausgestattet. Das eben erschienene Heft Nr. 11 der „Wiener Mode“ enthält mehrere dieser neuartigen, sehr kleidsamen Modelle, mit denen diese vornehme und praktische Modereischrift ebenso durchdringen dürfte, wie feinerzeit mit der Bloufentaille und mit dem weiten Jacketten. Abonnements à 1 fl. 50 kr. = 2 Mark 50 Bfg. nehmen alle Buchhandlungen und die Administration der „Wiener Mode“ entgegen.

Zu der demnächst in Frankfurt a. Main stattfindenden Auf- führung von „ach, Matthäus Passion“ ist in dem „Musikführer“ eine Erläuterung mit Notenbeispielen als 38. Ausgabe ohne Text, Nr. 38/39 Ausgabe mit Text erschienen. Diese Erläuterung dürfte das Verständnis für das Werk bedeutend erhöhen und dadurch das Interesse an demselben wesentlich vermehren. Der „Musikführer“ ist in den Musikal- handlungen zum Preis von 20 Bfg. für Nr. 38 und 10 Bfg. für Nr. 38/39 käuflich.

Verantwortl. Redakteur Dr. Heinrich Ruhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Thie (Halle Saale), Leipzigerstr. 87.